

10

taz berlin

sonnabend/sonntag, 18./19. april 2020 taz am wochenende



Zeitverschiebung: Die Fotografin Anja Weber hat die Isolation genutzt, um von ihrem Balkon aus einen anderen, entschleunigten Blick auf das kleine Stückchen Berlin vor ihrer Haustür zu werfen

# Der Corona-Effekt

Die einen haben viel zu viel davon, die anderen zu wenig: Die Zeit macht gerade mit uns, was sie will. Markiert Corona eine Zeitenwende? Kommt drauf an, wen man fragt. Auf alle Fälle ist jetzt die Gelegenheit für Fragen und Konsequenzen – für die Zeit danach

Von **Anna Klöpfer** (Text) und **Anja Weber** (Fotos)

Wie sehr die Welt aus den Fugen ist, merkt

man vielleicht am besten daran, wie gerne und wie ratlos gerade über die Zeit geredet wird. Und über unser Gefühl, genug davon zu haben – oder eben überhaupt kein bisschen. „Corona nervt, aber bringt mir auch total die Entschleunigung“, sagen die einen begeistert. – „Wovon reden die bloß“, fragen sich die anderen, „Entschleunigung?, welche Entschleunigung?“, während sie im systemrelevanten Supermarkt das Klopapier über den Scanner schieben oder im Homeoffice die Kinder auf den Tischen tanzen.

„Zeit, endlich Zeit“, seufzen die einen. – „Keine Zeit, wo ist die Zeit geblieben?“, stöhnen die anderen.

Der Ausnahmezustand namens Corona hat uns aus dem Tritt gebracht, sagen Zeitforscher, die mit ihrem Expertenwissen aus der soziologischen Nische gerade gefragt sind. Aus der Spur gehauen hat Sars-CoV-2 nicht nur unser öffentliches Leben und das Bruttosozialprodukt, sondern jeden Einzelnen, einige mehr, manche weniger.

Es ist dabei gar nicht so entscheidend, sagen die Wissenschaftler, ob wir jetzt objektiv mehr im Stress sind, weil wir plötzlich den Dreisprung aus Homeschooling, Homeoffice und Schlängestehen vorm Supermarkt beherrschen müssen

– oder weniger, weil der Terminkalender leerer und im besten Fall der Job sicher ist und das Homeoffice womöglich kinderfrei.

Entscheidend sei, wie gut oder eben schlecht wir mit diesem „Gefühl der Unordnung“ klarkommen, sagt der Berliner Zeitforscher Dietrich Henckel. Der emeritierte Wirtschaftswissenschaftler an der Technischen Universität Berlin glaubt, wir erlebten gerade eine „Entstrukturierung der Zeit“.

Denn einerseits wird alles weniger, wir werden freier, der Kalender ist leer gefegt: beinahe keine sozialen Termine mehr. #wirbleibenzuhause (gilt für alle), womöglich weniger zu tun im Job (gilt nicht für alle). Und in Berlin ist das Gefühl wahrscheinlich noch mal krasser als auf dem Dorf jenseits der Stadtgrenze: Für viele Menschen spielt sich das tägliche Leben in der Hausstadt normalerweise an vielen verschiedenen Orten ab – nach der Arbeit noch essen gehen, vielleicht ins Kino und hinterher spontan in die Kneipe. Selbst wenn wir das alles meistens doch nicht so machen: Wir wissen, wir könnten! Jetzt können wir vor allem noch – zu Hause bleiben.

In der Großstadt reduzieren sich die Möglichkeitsräume besonders sicht- und spürbar, zugleich sind wir es vielleicht am wenigsten gewohnt, unsere Freizeitgestaltung nicht mehr anderen zu überlassen: „In der Stadt gibt es mehr Institutionen, an die wir vorher unsere Zeitorganisation delegiert haben. Da diese Entlastung nun wegfällt, sehen wir uns gezwungen, sie

selbst zu leisten – was vielen schwerfällt“, sagt auch der Münchener Zeitforscher und Soziologe Karlheinz Geißler.

Trotz leerer Kalender und trotz weniger sozialer Verpflichtungen wird aber auch irgendwie alles mehr: 30 zusätzliche Mails am Tag sollen kompensieren, dass wir den KollegInnen manches nicht mehr einfach über den Schreibtisch zurufen können. Weil wir nicht mehr zu den Großeltern fahren können, gibt es jetzt feste Wochentermine für die Videotelefonie – so viel „Kontakt“ hatte man vor Corona nicht. Die WhatsApp-Gruppe explodiert, die Voice-mail läuft über – so viel, scheint es, hatte man sich schon lange nicht mehr zu sagen.

## So viel hatte man sich schon lange nicht mehr zu sagen

Und es wird alles „gleichzeitiger“: Erwerbsarbeit und Familie sind für die meisten Menschen zwei räumlich und zeitlich getrennte Bereiche. Das ist in Unordnung geraten – und niemand anderes als man selbst muss das jetzt neu sortieren. Was gar nicht so leicht sei, sagt Zeitforscher Henckel, wenn man einerseits plötzlich „einen Sack voll Zeit vor die Füße gestellt“ bekomme und da jetzt andererseits höchstselbst sinnvoll Platz schaffen müsse für Kollegen-mails und dafür, dem Kind Mathe zu erklären, für die Wasch-

maschine und die jetzt nicht mehr durch die Kantinenzeiten vorgegebene Mittagspause.

Leicht ist das alles nicht, aber auch eine Chance, sagt indes Geißler: Man könne dadurch lernen, rhythmischer zu leben, mehr auf den Körper zu hören, weil man weniger fremdbestimmt sei von Terminen und Uhrzeiten, „die die eigenen Befindlichkeiten ja nicht berücksichtigen“. Wobei man sich unweigerlich denkt: Nach drei Zoom-Konferenzen hinter mir und zwei Deadlines vor mir ist meine Befindlichkeit vor allem – eine schöne Theorie.

Unserem Zeitgefühl bekommt dieser Schleudergang aus weniger Ablenkung bei mehr Selbstverantwortung jedenfalls nicht. Deshalb scheinen sich die Wochen zu dehnen, auch wenn man gar nicht mal in Coronaquarantäne festsetzt, sondern vielleicht nur in der selbst gewählten Isolation zu Hause die Bücher nach Alphabet sortiert. Deshalb scheint die Zeit zugleich zu rasen: Wo sind eigentlich die letzten fünf Wochen seit den Schulschließungen in Berlin geblieben?

Ist Corona also auch eine Zeitenwende?

Die Wissenschaftler sind sich da in etwa so uneins wie die Republik gerade übers Homeoffice. Zeitexperte Geißler sieht schon eine Abkehr von der Uhrzeit, weil die Menschen wieder mehr lernten, frei über ihre Zeit zu entscheiden.

Quatsch, kontert der Kollege Henckel aus Berlin. Natürlich würden wir ruckzuck unser altes Leben und Arbeiten wieder

aufnehmen. Da mag er recht haben: Wir betrachten die Coronakrise als Ausnahmesituation – das Normale und das Vorher werden nicht wirklich infrage gestellt.

Die Klimabewegung, nur ein Beispiel, ist leise: Man organisiert sich protesttechnisch im Digitalen. Das bringt ein bisschen Aufmerksamkeit. Man kann aber nicht sagen, dass das irgendeine besondere Dynamik entwickelte. Und offenbar ist die Politik auch nicht bestrebt, den Nebeneffekt der Coronakrise – sinkende CO<sub>2</sub>-Emissionen zum Beispiel – in Maßnahmen zu übersetzen, die

den Effekt von Corona nachhaltig machen könnten. Zugleich, ein anderes Beispiel und eine Nummer kleiner, schafft Berlin in einigen Bezirken jetzt „pandemieresiliente“, also besonders breite Radstreifen, die auch nach Corona Bestand haben könnten. Corona verändere die Gesellschaft nicht automatisch nachhaltig, sagt Soziologe Geißler.

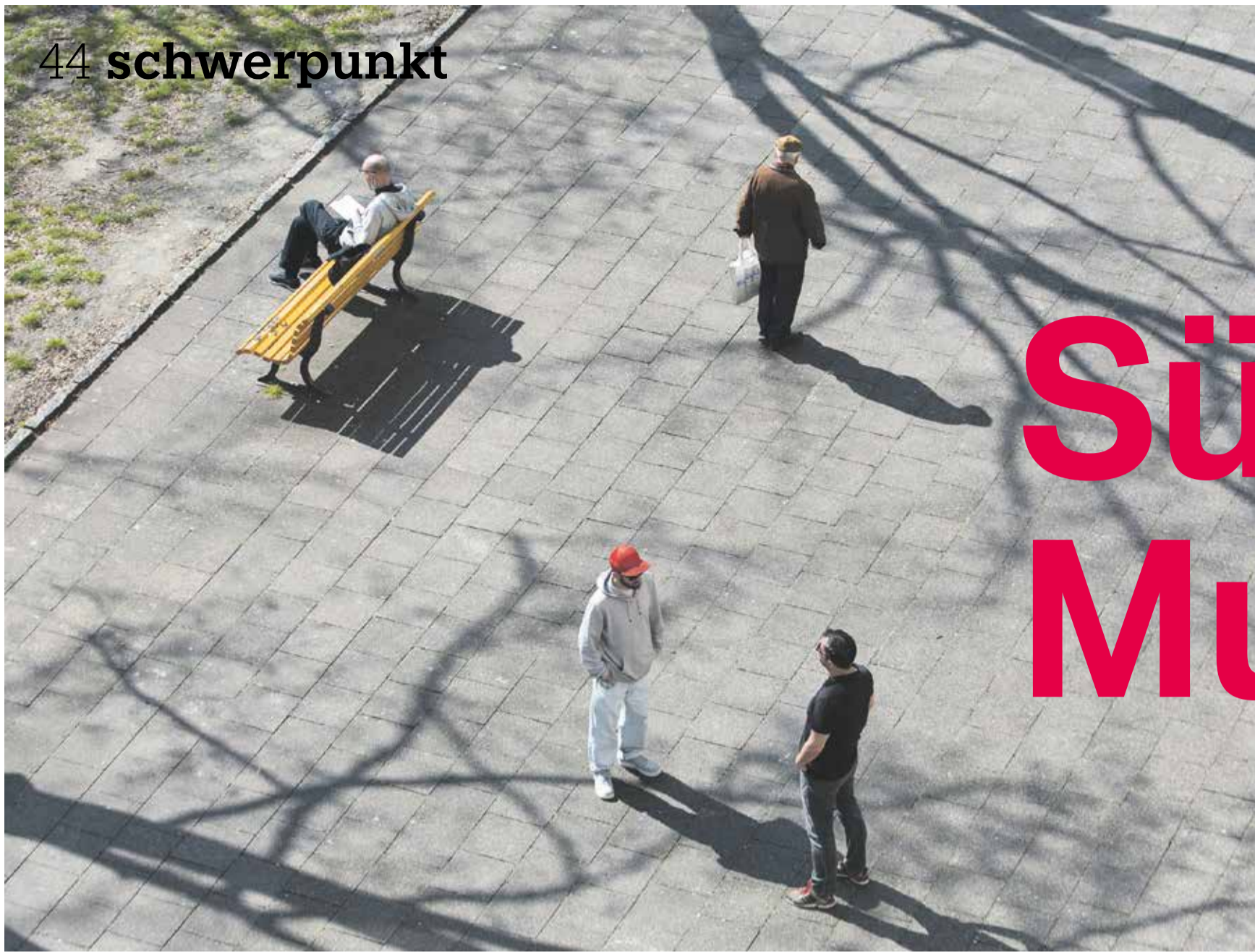
Aber wir hätten jetzt Zeit, Lockerungen hin oder her, die richtigen Fragen zu stellen. Und Konsequenzen zu ziehen.

Über die Vor- und Nachteile der Entschleunigung 44–45



Anzeige





In Berlin sieht man mehr Spaziergänger. Und die Menschen halten Abstand zueinander  
Alle Fotos: Anja Weber

# Süße Muße

Keine Termine.  
Keine Eile.  
Keine Hetze:  
Über die positiven  
Seiten der  
Entschleunigung

Von **Alke Wierth**

Ich habe keine Eile. Ich habe Zeit. Wie oft habe ich diesen Satz in den vergangenen Tagen und Wochen gesagt, gedacht? Und jedes Mal löst er so ein kleines, warmes Glücksgefühl aus und pflanzt mir ein Lächeln ins Gesicht: Zeit! So viel Zeit. Keine Termine. Keine Eile. Keine Hetze. Was für ein Luxus!

Natürlich: Was mir diesen unerwarteten Luxus erlaubt, ist kein Grund zur Freude. Es ist eine tödliche Epidemie, und es sind die Maßnahmen, die diese eindämmen sollen: „Social Distancing“, Kontaktverbote also, noch immer geschlossene Geschäfte (ab Ende nächster Woche soll das anders werden), geschlossene Gastronomie, Kinos, Theater und so weiter. Eine in vieler Hinsicht existenzielle Bedrohung für sehr viele Menschen: physisch vor allem, aber auch psychisch, ökonomisch.

Und natürlich bin ich in vielerlei Hinsicht privilegiert: Als Journalistin arbeite ich trotz beziehungsweise wegen Corona weiter. Ich habe keine Einkommenseinbußen. Ich kann meine Wohnung weiterhin bezahlen. Ich verfüge über die Technik, um trotz Kontaktsperren Kontakt zu meinem Umfeld, zu Informationen zu halten. Ich bin nicht auf die Hilfe anderer angewiesen: Ich kann anderen helfen. Auch das ist Luxus.

Was mir das Virus nimmt: Termine, Verpflichtungen. Stress und Eile. Der Arzttermin vor der Arbeit, der Friseurbesuch danach. Der Sportkurs, das Konzert, Kino mit Freunden – wann schaffe ich den Einkauf? Milch ist alle! Druckerpatronen auch! Und am Wochenende kommen Freunde, da muss vorher doch noch geputzt werden ... Und diese Ausstellung! Die schließt doch am Sonntag!

Hin und her also in überfüllten Bussen und Bahnen oder auf verstopften Straßen und Fahrradwegen durch eine Stadt, in der sich auf den Treppen zur U-Bahn Menschen Schulter an Schulter drängen, mit Fahrrad oder E-Roller auf Gehwegen durch Fußgängermassen schlängeln, vor den Umkleiden und Kassen der Shopping Malls ebenso wie vor Clubs und Museen lange Schlange stehen. An der Kasse im Supermarkt wird zur Eile gedrängt, das Gekaufte im Laufschrift nach Hause gebracht. Nur schnell, schnell! Es muss noch so viel getan, es darf so vieles nicht verpasst werden!

Doch nun wird nicht mehr gemusst. Auch zu verpassen gibt's nichts mehr. Termine, Verpflichtungen, Verabredungen werden abgesagt. Die meisten Menschen bleiben meist bei sich zu Hause. Sind sie draußen, bleibt genug Platz, die Distanz, die jetzt Vorschrift ist, zu wahren. Man gibt den anderen Raum, kein

## Häppchenweise: Berlin muss sich weiter gedulden

**Ausgangsbeschränkungen** werden um eine Woche bis zunächst 26. April verlängert. Der Senat will nach dem Corona-Lockdown die Einschränkungen langsam lockern, aber nicht zu schnell vorgehen. Wichtige Entscheidungen sollen kommenden Dienstag fallen.

**Schulen** zum Beispiel öffnen schrittweise, als Erstes sind die Zehntklässler ab 27. April dran (siehe Seite 42). Abiturprüfungen finden statt, sie sollen am 20. April starten, zunächst in Latein.

**Geschäfte** Ab Mittwoch oder Donnerstag wieder auf – aber: Läden (mit einer Verkaufsfläche von bis zu 800 Quadratmetern) müssen Abstands- und Hygieneregeln einhalten, das Personal muss geschult werden.

**Friseure** Wohl ab 4. Mai sollen Friseure wieder öffnen dürfen. Allerdings sollen Beschäftigte gegen Ansteckung Schutzkleidung und Masken tragen, die Kunden Masken. (dpa)

Gedrängel mehr, keine Hetze. Schlendern statt rennen: eine entspannende Art der Fortbewegung. Die Zeit draußen will genossen, der einkehrende Frühling kann gewürdigt werden.

Wer jetzt einkaufen geht, weiß, dass die Zeit braucht, Zeit kostet: Zeit hat einen Wert! Bisher wie nebensächlich schnell und in Eile Erledigtes bekommt so eine neue und nachdenkenswertere Dimension: Was habe ich mir bisher bloß alles in einen Tag gepackt? Musste das wirklich so sein?

Jetzt heißt es: Geduld üben. Sich für das, was zu tun ist, Zeit nehmen. Es mit und in Ruhe, mit Muße tun. Muße – ein fast vergessenes Wort und ein fast vergessener Zustand. „Freie Zeit und (innere) Ruhe, um etwas zu tun, was den eigenen Interessen entspricht“, erklärt der Duden. Entsprechend denn das, was mich bisher so getrieben hat, nicht meinen Interessen?

Doch! Es muss ja jetzt auch auf viel Schönes und Wichtiges und Richtiges verzichtet werden: das Angrillen im Garten der Freunde. Der Abend in der Bar. Die Eröffnung des Strandbads Wannsee. Die Nachhilfe mit den Kindern im Jugendheim. Das Picknick auf dem Tempelhofer Feld. Frühjahrsklamotten shoppen mit der Freundin! Der Osterurlaub bei den Eltern oder an der See. Der Sportkurs, das Kino, die Ausstellung ...

Wow, denke ich, während ich das aufschreibe: Was für Möglichkeiten ich hatte und irgendwann wieder haben werde, welche Angebote ich nutzen kann in dieser Stadt! Luxus! Was aber in all den Angeboten, die genutzt werden wollen, verschwindet: freie Zeit, ohne Action, ohne Eile, ohne Interaktion und Kommunikation, ohne etwas, das noch schnell erledigt werden muss. Muße.

„Die freie Zeit und (innere) Ruhe, um etwas zu tun, was den eigenen Interessen entspricht“: Muße ist demnach die Voraussetzung dafür, das zu tun, was einem schön, wichtig und richtig ist, Freude macht, nützt. Wenn es eben nicht in besinnungsloser Hetze, sondern besonnen, bewusst, in Ruhe geschieht; wenn man sich Zeit dafür nimmt, dem Zeit widmet, was im eigenen Interesse liegt. (Auch Nichtstun kann den eigenen Interessen entsprechen, Einkaufen sowieso).

Meine Lehre aus der Krise: Zeit ist nicht knapp. Vermutlich gibt es sogar endlos viel davon. Es ist bloß nicht klar, wie viel davon jeder Einzelne bekommt. Deshalb ist sie wertvoll, deshalb, nehme ich an, denken wir stets, wir müssten sie gut nutzen. Doch Zeit dehnt sich nicht aus, wenn man sie vollstopft. Im Gegenteil: Sie wird dadurch knapp. Vielleicht ist es besser, zu fragen: Was hat meine wertvolle Zeit verdient, was ist mir meine Zeit wert?

„Die Entschleunigung ist extrem ungleich verteilt“

Und parallel gibt es auch extreme Beschleunigung, sagt Dietrich Henckel.

Der Wirtschaftswissenschaftler über die Entstrukturierung der Zeit und darüber, warum wir alle Zeitkompetenz entwickeln sollten

Interview **Anna Klöpffer**

**taz: Herr Henckel, einerseits ist mein Handykalender komplett leer, weil ganz viele Termine wegfallen. Andererseits habe ich nicht das Gefühl, mehr Zeit zu haben. Wo bleibt die Entschleunigung?**

**Dietrich Henckel:** Ich glaube, diese Entschleunigung ist extrem ungleich verteilt. Da gibt es die Leute, die ein Riesenzeitgeschenk haben, die mehr Freizeit haben, sich mit Dingen beschäftigen können, die sie schön finden – und andere, für die das überhaupt nicht gilt. Mein Kollege Hartmut Rosa spricht ja auch gerade von der „großen Entschleunigung“. Das ist auch sicher ein Aspekt. Ich mache abends noch Radtouren und fahre durch ein menschenleeres Berlin. Das ist faszinierend. Aber andererseits

haben wir eben gerade auch eine extreme Beschleunigung.

**Wo beschleunigen wir?**

Ein Teil der Messehallen im ICC wird innerhalb von wenigen Wochen in ein Krankenhaus umgebaut. Das Wettrennen um Impfstoffe, um Medikamente, um Testkapazitäten. Der Versuch, die Kurve der Neuinfizierten abzufachen, die Umstellung des Gesundheitswesens zu diesem Zweck und unter Hochdruck. Das sind extreme Beschleunigungen, und da stehen wir unter enormem Zeitdruck.

**Aber das beschleunigt mich doch nicht als Individuum, oder?**

Doch, sicher. Klar, Menschen, die sich ihre Arbeitszeit ohnehin schon vorher relativ frei einteilen konnten, die haben jetzt vielleicht noch mehr Freiheit. Aber denken Sie an die Menschen in Krisenstäben, die haben fest

von außen vorgegebene Takte. Mein Nachbar ist Teil eines Krisenstabs in einem großen Unternehmen, der schuftet gerade wie ein Verrückter, auch im Homeoffice. Die Schulen müssen sich jetzt ganz schnell digitalisieren. Denken Sie an den Gesundheitssektor oder den Einzelhandel. Alle Menschen, die jetzt – wie heißt es so schön? – als systemrelevant gelten: Da ist extrem wenig Entscheidungsfreiheit über die eigene Zeit. Für ganz viele Menschen gilt diese Entschleunigung also gerade gar nicht.

**Mein Empfinden ist: Die Zeit rast, obwohl gar nicht viel passiert. Und zugleich habe ich das Gefühl, dass die Zeit sich dehnt – der Februar, die Zeit vor den ersten Coronafällen in Berlin, ist sehr weit weg.**

Man sagt ja immer, dass Längeweile die Zeit dehnt, sie also lang-

sam vergehen lässt. Aber ich teile Ihr Gefühl, auch für mich vergeht die Zeit gerade wahnsinnig schnell – obwohl ich eigentlich gerade nicht viel tue. Ich denke, das hat mit einem Gefühl der „Unordnung“ zu tun, ich empfinde durchaus eine Entstrukturierung der Zeit. Die Tage zerfließen, der übliche Rhythmus löst sich auf. Die Hamburger Wasserbetriebe haben übrigens neulich gemeldet, dass sich die Spitzen des morgendlichen Wasserverbrauchs verschieben, die Leute duschen jetzt später morgens. Das kann ein Zeichen für eine gewisse Entstrukturierung sein oder für die Wahrnehmung von Zeitautonomie, dass die Leute jetzt später aufstehen und ihren Körperhythmen folgen.

**Wie kommen wir mit dieser Entstrukturierung klar?**





Soziologische Annahme: Die beiden hier dürften sich gut kennen und wohl auch zusammenleben

## Welt ohne Feierabend

Keine Einteilung mehr.  
Kein Ausschalter:  
Über die negativen Seiten  
der (vermeintlichen)  
Entschleunigung



Social Distancing gilt auch für Hunde, oder!?

Von **Susanne Messmer**

Ich arbeite aus gutem Grund in einer Festanstellung mit festen Arbeitszeiten und der Möglichkeit, relativ klar Arbeit und Leben zu trennen. Als vor zehn Jahren die Sache mit der Familiengründung begann, wollte ich das so. Mein Leben als freie Kreative erschien mir unter den neuen Bedingungen plötzlich als völlig absurd. Viele Wochen meines Lebens hatte ich bis dahin 12 Stunden am Tag im Büro gesessen, manchmal sieben Tage die Woche. Ich hatte mir nie Urlaube ohne Arbeitsauftrag geleistet. Für mich war alles Arbeit, ich hielt Erholung für eine Erfindung der Freizeitindustrie, und mir fehlte nichts.

Heute, wo ich dank Coronakrise seit Wochen isoliert mit der Familie in der Vorstadt hocke, 40 S-Bahn-Minuten von Mitte entfernt, fühle ich mich absurderweise oft an die wildere Zeit vor den Kindern erinnert. Ich kommuniziere nur noch über Handy und Computer mit Erwachsenen, was sehr viel mehr Zeit in Anspruch nimmt als sonst, wo einfach mal was auf Zuruf geklärt werden kann. Während meiner Arbeitszeit betreue ich oft die Kinder, weil mein Partner zwar auch zu Hause ist, aber wie ich arbeiten soll.

Während ich versuche, für diese Zeitung ein Interview mit einer Buchhändlerin vorzubereiten etc., muss ich meiner Tochter erklären, wie man adverbale Bestimmungen vom Akkusativobjekt unterscheidet, sie daran erinnern, wie man schriftlich dividiert, muss meinem Sohn ein Pflaster auf die neue Schürfwunde kleben, eine Info suchen, von der ich nicht mehr

weiß, ob sie auf WhatsApp, Signal oder WeChat kam, die Waschmaschine anschmeißen, die Post für die Nachbarn annehmen ...

Ich checke auch an meinen freien Tagen und am Wochenende zu häufig News, und anstatt mal wieder ein langes Buch zu lesen, sehe ich viel zu oft nach meinen Mails und studiere Analysen zur Lage in den griechischen Flüchtlingslagern.

Trotz einer Art Stundenplan, die wir uns gleich am Anfang der Kontaktsperre gebastelt haben und den Tag in Essens-, Arbeits- und Plauderzeiten mit Freunden, Medienkonsum und stille Pausen unterteilt, fehlen uns die Eckpfeiler, die echten Termine.

### Im Homeoffice funktioniert die Trennung von Arbeit und Leben viel zu selten

Meine Zeit vergeht nicht langsamer, im Gegenteil. Je weniger ich am Tag schaffe, desto schneller scheint er mir im Rückblick vergangen zu sein. Ich muss mich stark konzentrieren, wenn ich gefragt werde, seit wie vielen Wochen ich nun schon so lebe.

Mein Leben kommt mir neuerdings eher breiförmig vor. Ich empfinde keine Entschleunigung, sondern Stress, und weiß doch, wie es jenen geht, die noch ganz andere Sorgen haben, zum Beispiel Existenzangst.

Für mich ist wie vor zehn Jahren plötzlich wieder alles Arbeit, sie lässt

### Zeitverschiebung

Die Bilder auf diesen beiden Seiten (und auf Seite 41) hat Anja Weber für die taz fotografiert: „Auf dem Gehweg vor meinem Haus gibt es gefühlt viel mehr Spaziergänger. Vielleicht schaue ich aber auch nur öfter runter als früher.“

sich einfach nicht mehr ausschalten. Der Unterschied ist: Obwohl ich nach wie vor in meinem Traumberuf arbeite, im Grunde seit einem Vierteljahrhundert ein und dasselbe mache und es immer noch spannend finde, bin ich derzeit oft unglücklich damit. Das ist nicht nur wegen meines fortgeschrittenen Alters und meiner abnehmenden Belastbarkeit so.

Am Anfang meines Berufslebens dachte ich oft, dass es das Wichtigste sei, einen Job zu finden, der einen ganz erfüllt – und dass man dann gut und gern auf den Rest verzichten kann. Inzwischen habe ich viel darüber gelesen, geschrieben und geredet, wann und warum dieser alte Traum vom selbstbestimmten Leben eigentlich entstanden ist. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie schön funktional diese Idee in unserer Arbeitswelt der Deregulierung, Flexibilisierung und Virtualisierung heute funktioniert. Ich habe den in Freiburg lehrenden Soziologen Ulrich Bröckling gelesen, der ein plastisches Bild vom ewig kreativen, ebenso wendigen wie biegsamen Künstler-Unternehmer entworfen hat, der sich völlig hektisch permanent neu erfindet. Im Grunde verbirgt sich hinter der von Routinen befreiten, eigenverantwortlichen Arbeitswelt ein Tugendterror, der nie härter war.

Sehr schön geschildert hat auch der Berliner Soziologe Andreas Reckwitz, wie ausgerechnet die 1968er, die den Menschen eigentlich aus dem Korsett der lebenslangen Pflichterfüllung befreien wollten, den Grundstein für diese Tyrannei der ständigen Selbstverwirklichung legten.

Früher bekamen die Menschen oft künstliche Gelenke, weil sie den größten Teil ihres Lebens zu schwer geschleppt hatten. Heute machen sie eher Yogawochenenden oder Coaching-Seminare, um einem Burnout vorzubeugen. Es gibt inzwischen Ärzte, die ihren gestressten Patienten verschreiben, das Handy nach 18 Uhr auszuschalten, und jeden Abend eigenhändig in den sozialen Medien nachsehen, ob sie dies denn auch einhalten. Sie schalten einfach nie mehr ab, weder im wörtlichen noch im übertragenen Sinn. So wie ich jetzt, im Homeoffice, wo die Trennung von Arbeit und Leben in meinem Fall viel zu selten funktioniert.

Ich sehne mich danach, endlich wieder nach dem Aufstehen ins Büro zu dürfen, und um 18 Uhr mit dem schönen Gefühl, meine Arbeit getan zu haben, den Computer runterzufahren, ins Kino oder in die Kneipe zu dürfen, die Kinder irgendwo hinzufahren, die Bücher zu sortieren, oder irgendetwas anderes völlig Unverwertbares und Sinnloses tun dürften, wozu ich derzeit viel zu wenig Muße habe.

Ich wäre sehr froh, wenn meine Zeit auf diese Weise wieder langsamer verstreichen würde.

Ich glaube, das lässt sich nicht pauschal sagen, weil die Lebenshintergründe so unterschiedlich sind. Zwei Freundinnen von mir freuen sich über das Homeoffice, weil sie jetzt endlich mehr Zeit für die Kinder haben. Anderen geht es aber gerade nicht so. Die positiven und negativen Effekte sind sehr viel differenzierter und ungleicher verteilt, als die Entschleunigungsdiskussion es suggeriert. Zum Beispiel Familien, in denen Gewalt ein Thema ist: Die freuen sich nicht über noch mehr Zeit, in denen sie sich nicht aus dem Weg gehen können.

In der Großstadt bin ich von ganz vielen Orten, an die ich gehen könnte, plötzlich auf sehr wenige bis einen, mein Zuhause, zurückgeworfen.

Ja, die Optionen in der Stadt schrumpfen gerade extrem, das kann beängstigend sein, wenn das Zuhause

mit Enge, Konflikten oder großer Einsamkeit verbunden ist.

**Gibt es Strategien, wie man damit klarkommt?**

Es ist wichtig, Zeitkompetenz zu entwickeln: Bin ich in der Lage, autonom über mich und meine Zeit zu entscheiden? Das ist gar nicht so leicht. Ein Kollege von mir hat im Zusammenhang mit Corona auch über ein „vergiftetes Zeitgeschenk“ gesprochen: Man hat jetzt plötzlich einen Sack voll Zeit vor die Füße gestellt bekommen, aber man kann sich nicht darüber freuen, weil es nicht klar ist, wie lange dieser Zustand dauert.

**Glauben Sie, dass wir weniger uhrzeitfixiert sind nach Corona, weil wir selbstständiger mit unserer Zeit umgehen?**

Da ist viel Spekulation dabei. Ich bin da ambivalent. Mag sein, dass einige

sagen: Ich verändere mein Verhalten, ich bin jetzt weiterhin eingeschränkter verfügbar für die Welt. Aber ich glaube, wir werden schnell wieder in alte Verhaltensmuster zurückfallen. Wir könnten uns doch eine Abkehr von der Uhrzeit auch gar nicht erlauben: Denken Sie alleine an die Verkehrssysteme, an digitale Systeme, die basieren auf einer Koordination von extremer zeitlicher Exaktheit.

**Ökonomisch sprechen wir jetzt oft von einem Stillstand, die marktwirtschaftliche Wachstumslogik gilt vorübergehend nicht mehr. Wird das unser Wirtschaftssystem nachhaltig verändern?**

Auf die Einbruch- wird die Aufholphase folgen, eine Wiederaufbau-, eine Neustartphase. Das wird eine Beschleunigung geben. Zum Beispiel gibt es jetzt ja die Hoffnung, dass Corona

langfristig dem Klima nützt, weil der CO<sub>2</sub>-Ausstoß sinkt und wir plötzlich Klimaziele einhalten könnten. Aber da bin ich skeptisch. Jedenfalls habe ich noch von keinen Ideen gehört, die über einen kurzfristigen Effekt hinausgehen.

**Man hätte doch jetzt Zeit, über Ideen nachzudenken?**

(lacht) Da wären wir wieder bei der Frage: Sind wir denn so entschleunigt, dass wir dafür Zeit haben? Die Leute, die sich darüber Gedanken machen könnten, sitzen jetzt in Krisenstäben und halten den Laden am Laufen.

**Die Entschleunigungsthese ist also Quatsch.**

So weit würde ich nicht gehen: Es gibt auch Entschleunigung in Coronazeiten, aber ich bin skeptisch, dass das eine vorherrschende und dauerhafte Folge sein wird.



Foto: privat

**Dietrich Henckel**

ist emeritierter Wirtschaftswissenschaftler an der Technischen Universität Berlin und geschäftsführender Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik in Berlin. Seine Themenschwerpunkte sind wirtschaftlicher Strukturwandel und kommunale Zeitpolitik. Er lebt in Mitte.